

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1956

5 (1956)

Unsere

HEIMAT

Blätter aus der Prignitz



2. Jahrgang

1956

5



Foto: Dr. U. Schröder

Zwischen Stepenitz und Weinberg

Erwachen am 1. Mai

Wie leicht ich in den Tag hinüberschwang!
Es schwang um mich ein strahlender Gesang —
im Schläfe hörte ich ein fernes Singen.
Und ich erwachte, singend mitzuschwingen.

Durchs Fenster zog herein ein Fahnenwehn,
und alle Türen wollten offenstehn,
als wären viele Freunde zu empfangen.
Dort auf den Straßen gingen sie und sangen.

Der Tisch, der alte, kam ans Licht gerückt,
mit Sonnenlaub war jede Wand geschmückt,
und Freude war bei all den grauen Dingen —
Oh, mitzusingen, singend mitzuschwingen!

Es singt um mich: es ist der erste Mai.
Es geht ein Zug, als ging er nie vorbei
und würde endlos gehen durch die Zeiten,
um eines Tags gewaltig auszuschreiten.

PRIGNITZER SAGEN

Unsere Prignitzer Heimat ist sehr reich an Sagen. Über ihre Entstehung und ihr Wesen wurde in Heft 7 des Jahrganges 1955 unserer Zeitschrift berichtet. Es sind fast hundert Sagen, die durch Handtmann, Höpfner, Heuer und andere Sagensammler unserer Heimat aufgeschrieben wurden. Jeder Heimatfreund liest sie gern, und vor allem sind sie dem Lehrer wertvoll, wenn er seinen Heimatkundeunterricht lebendig gestalten will. Dem Wunsche aus Lehrerkreisen nachkommend, veröffentlichen wir in diesem Heft einige der Prignitzer Sagen. Wir weisen dabei darauf hin, daß auch zurückliegende Hefte schon manches aus dieser Sagenwelt brachten. Zum Nachschlagen sei das hier aufgezählt:

Der Teufelsberg bei Wolfshagen	Heft 2/55
Untergang der Burg Cumlosen	„ 2/55
Die treulose Kunigunde (Wittenberge)	„ 6/55
Die Glocken von Boberow	„ 7/55
Knappe Tieden (Havelberg)	„ 8/55
Legenden um das Wilsnacker Wunderblut	„ 9/55
Der Streit um die Prignitz (Höhbeck)	„ 1/56
Die 13 Raben (Burg Lenzen)	„ 2/56
Der dreifache Sarg (Seddin)	„ 3/56

Im heutigen Heft berichtet Willi Westermann von der glückhaften Sau mit dem Ringelschwanz, der Perleberger Reimchronist August Höpfner erzählt in seiner Geschichte „Der streitige Acker“ in Versform vom meineidigen Perleberger Ratsherrn und aus Handtmanns Sagensammlung, erschienen 1883, entnehmen wir die Geschichte „Die Ferbitzer Krebsstecher“.

Im Nachstehenden selbst berichten wir von einigen anderen Prignitzer Sagen, und in späteren Heften werden weitere folgen.

*

DAS HÜNENGRAB BEI MELLEN

Das gewaltige Steingrab von Mellen war in früheren Zeiten eines von mehreren. Zwischen Mellen, Zapel und Steesow sollen viele solcher Steingräber gelegen haben, und noch im Jahre 1870 waren neben dem Mellener noch je eins bei Boberow und auf dem Butterberg bei Bochin zu finden. Sie alle sind den Sprengladungen und den Steinhämmern zum Opfer gefallen, und auch das Mellener hat seinen Tribut der Ausbeuteluft des Menschen zahlen müssen, ehe Ende des vorigen Jahrhunderts die Behörde

Einhalt gebot. Die Vorgeschichtswissenschaft lehrt uns, daß diese Gräber aus der Steinzeit stammen, daß ihre Entstehung eine Auswirkung keltischer Kultur war und daß sie durchweg ein Alter von 5000 und mehr Jahren haben. Im Gegensatz zu dem vorgeschichtlichen Seddiner Grab, das ja 2000 Jahre jünger ist und um dessen Hügel aus der Entstehungszeit die in der Gegenwart bestätigte Sage vom dreifachen Sarg lebendig blieb, rankt sich um das Mellener Grab, wenn man von der Handtmann'schen Deutung und Belebung als altheidnische Opferstätte absehen will, keinerlei Erzählung, die in die Urzeit und in das Dunkel dieser Grabschöpfung zurückgeht. Denn um eine Grabanlage handelte es sich, wie Grabungen bei ähnlichen Dolmengräbern und gleichartigen „Hünenbetten“ an anderen Orten mehr westwärts, vornehmlich bei den „Steinhäusern“ von Fallingbostal und den besonders in der Normandie dichtgehäuften steinzeitlichen Grabanlagen einwandfrei ergeben haben. Beim Mellener Grab selbst ist bisher eine solche systematische Grabung noch nicht durchgeführt worden.

Die Geschichten, die dieses Grabmal umgeistern, sind jüngeren Datums. Sie stammen wahrscheinlich aus der Zeit der endgültigen Christianisierung unserer Heimat, sind also wohl um 1200 oder später entstanden.

Die eine Sage, die im Volksmunde überliefert wurde, berichtet davon, daß einst in unserer Heimat gewaltige Riesen hausten. Der stärkste von ihnen lebte jenseits der Elbe auf dem hochragenden Höhbeck. Um seine Kraft zu üben und unter Beweis zu stellen, warf er vom Höhbeck über die Elbe hinweg und über die langgestreckte Senke des Rudower und Rambower Sees mächtige Findlingsblöcke in unsere Prignitz hinein. Eine ansehnliche sportliche Leistung. Eine andere Überlieferung berichtet, daß er dies aus Ärger über die ersten in unserer Heimat auftauchenden Kirchtürme tat, und daß er sie damit vernichten wollte. Seine Treffgenauigkeit muß dabei nicht sehr groß gewesen sein, denn der stumpfe Turm von Boberow steht mit dem schlankeren Bruder von Rambow noch heute als Wahrzeichen der Landschaft hoch über dem Rambower See. Als aber der Riese starb, sind seine Kollegen gekommen, legten diese herübergeschleuderten Steine zu einer Grabkammer zusammen und betteten den Toten hinein. Er muß fürwahr ein prächtiges Gardemaß gehabt haben, denn sein Grab ist immerhin 22 m lang. Und auch seine Kraft muß nicht von Pappe gewesen sein, denn der größte Stein, den er über 10 km weit warf, und der unter den 58 Findlingsblöcken des Grabes der krönende Deckstein ist, wiegt über 200 Zentner.

Die zweite Sage, die am Mellener Grab lebendig ist, berichtet nicht von muskelbepackten, riesigen Athleten, sondern ist eine Angelegenheit des Gemüts und hat als Kern eine zarte, innige Liebe, die leider einen tragischen Ausgang nahm. Ulrici, der Lenzener Chronist und Sagensammler des vorigen Jahrhunderts, hat sie als erster aufgeschrieben, und er soll sie hier erzählen:

Jagomir, der Wendencrole, warb um die schöne Roswitha von Mellen. Diese aber hatte ihre Liebe einem Christen zugewandt und achtete weder auf Jagomirs Werben noch auf ihres eigenen Vaters Zureden. Da schwor Jagomir am Opferstein bei den Göttern seiner Väter, er wolle das Blut des Christen eben hier den Göttern zum Opfer bringen, wolle überhaupt die Christen vertreiben und dem Wendenvolke die alten glücklichen Zeiten wieder herbeiführen, alsdann mit Roswitha vereint. Den ersten Teil seines Schwurs führte er aus. Der Christ, bei einer Zusammenkunft mit Roswitha innerhalb des Steingeheges überrascht, verblutete unter seines Schwertes Schlägen am Opferstein. Doch weiteres gelang ihm nicht. Roswitha mied ihn nun erst recht. Sie saß, ohne Speise zu sich zu nehmen, Tag und Nacht am Steine, bis der Tod sie erlöste. Das Volk ringsum aber verabscheute ihn ob des feigen Mordes. Niemand beachtete seinen Ruf, den schon wankenden Dienst der alten Götter zu erneuern. Vielmehr viele waren ergrimmt, daß die Deutschen, die bereits Oberherren im Lande waren, um seiner Untat willen den Wenden Mißtrauen zeigten und sie übel behandelten. Friedlos floh Jagomir und ist in weiter Ferne ruhmlos umgekommen. Roswitha aber ist in hellen Mondnächten noch heutigen Tages am Blutstein zu sehen, wie sie die Hände ringt und weint über das ihr und den Ihrigen freventlich zerstörte Lebensglück.

*

ROTTRANG

Bei dem an der Elbe gelegenen Dorfe Wustrow ist ein ehemals von einem Elbhochwasser zurückgebliebenes tiefes Brack, das den eigenartigen Namen „Rottrang“ trägt. Von ihm erzählt der Volksmund folgende Sage, die Handtmann aufgeschrieben hat.

Als das Land der Prignitz noch von den Wenden bewohnt war und als man anstatt Christus noch den dreiköpfigen Gott Triglav verehrte, also ungefähr um das Jahr 1000, brachte einmal die Elbe ein gewaltiges Hochwasser. Die Fluten des Elbstroms flossen mit dem Wasser der in zwei Kilometer Entfernung parallel laufenden Löcknitz zusammen, und der Ort Wustrow war vom Untergang bedroht. Da schickten die Leute aus Wustrow eiligst Boten zum nahen auf dem Kästenberge (dem späteren Marienberge) bei Lenzen liegenden Heiligtum der Wenden, um die Gottheit um Hilfe anzuflehen. Der Gottesspruch, übermittelt durch den Mund der Priester, lautete:

Der Gott verlangt sein Opfer!
Laßt es ein freiwilliges sein.

Ja, nun war guter Rat teuer. Wer würde sich opfern? Wer würde freiwillig ins Wasser gehen? — Nach langem Hin- und Herreden machte der Dorf-

älteste einen Vorschlag. „Auf meinem Hofe“, sprach er, „ist eine schlechte Dirne. Dieselbe hat geheimen Verkehr mit den Christenleuten am anderen Ufer der Elbe gehabt. Ihr Kind aus dieser Verbindung läuft auf meinem Hofe umher. Die Dirne möchte wieder unter ihrem Volke ehrlich werden. Wohlan, laßt uns ihr Kind kaufen; sie gibt es willig her. Dann ist uns und ihr geholfen.“

Der Rat gefiel, die Dirne stimmte zu. In feierlichem Zuge brachte man das Kind zuerst zum Tempel. Von dort her trugen es die Priester in noch größerem Geleit zurück, dem aufsteigenden Wasser zu. Doch das Opfer sollte ganz freiwillig sein. Wie war es anzufangen, daß das Kind, ohne geworfen zu werden, ins Wasser kam?

Wieder schaffte der Älteste Rat. Er stellte eine große Wippe her, deren eines Ende auf dem Lande lag, indes das andere Ende über dem Wasser schwebte. Auf das letztere Ende mußte auf des Ältesten Befehl die Dirne einen Kuchen mittelst einer Stange schieben und dem Kinde zurufen: Nun lauf und hole dir den Kuchen!

Das Kind lief hin, die Wippe schlug um. Laut schrien alle auf, da jeden doch Mitleid erfaßte mit dem armen Würmchen, nur die Mutter blickte gleichgültig hin. Da toste das Wasser fürchterlich los, wie ein Berg stieg's empor. Eine Riesenfaust langte aus dem Wasserberge heraus und riß die Dirne in den Schwall hinein. Und indem diese mit gellendem Schrei versank, trugen sanfte Wellen das Kind zusamt dem Kuchen dem Dorfältesten vor die Füße.

Es war dies der letzte Vorstoß des Hochwassers, welches von nun an zusehends sank. Da sprach einer der Priester zu dem Dorfältesten: „Rott rang“, welches soviel bedeutet wie: „Siehe, es geht zurück!“ — Das Wasser ging zurück, und auch das Kind kam zurück ins Leben.

Der Dorfälteste zog das gerettete Kind wie sein eigenes auf. Als der Knabe zum Mann erwachsen war, kam es mit ihm noch anders als je einer gedacht: als erster aus Wustrow nahm er den Christenglauben an und ließ sich an derselben Stelle taufen, wo einst die Wogen des Hochwassers ihn zum Leben zurückgeführt hatten und wo, Rottrang geheißen, von da ab ein Gewässer geblieben war. Dem Erstling folgten schnell viele. So wurde Wustrow bald ein christlicher Ort, der erste in der Umgebung von Lenzen.

*

NACH DER GROSSEN WENDENSCHLACHT

In der westwärts gerichteten Bewegung der Slawen und in der entgegengesetzten Ausdehnungstendenz der Germanen war der Elbstrom die markanteste Begegnungslinie. Um 800 entsteht an unserer Prignitz auf dem linksseitigen Hochufer der Elbe das Höhbeck-Kastell Karls des Großen. Von den Slawen zerstört, lebt es fort in der Sage vom „Streit um die

Prignitz“. Hundert Jahre später kommt es auf dem rechtsseitigen Elbufer, auf dem Boden unserer Heimat, zum größten Treffen zwischen Slawen und Germanen. Am 4. und 5. September 929 wird die gewaltige Schlacht bei Lenzen geschlagen. Der Chronist berichtet von 200 000 Toten. Es muß ein mörderisches Ringen gewesen sein, und so ist es nicht verwunderlich, wenn dieses größte kriegerische Ereignis auf unserem heimatlichen Boden, das man heute noch in einem großen Schlachten-Diorama in Lenzen miterleben kann, in unserer Sagenwelt lebendig geblieben ist.

Die vielen Toten dieser Schlacht, die keinen Pardon kannte, können keine Ruhe finden. Vornehmlich sind es die Wenden, die des Nachts herumgeistern. Sie verloren nicht nur ihren König, sondern Unzählige aus ihren Reihen blieben auf der Wahlstatt oder kamen elendiglich in den Sümpfen und Gewässern um. Wer sich heute in der dortigen Gegend abends auf dem Heimweg verspätet, hört in der Dunkelheit ein beängstigendes Kreischen, Schreien und Rufen. Auf der Feldmark Seedorf erscheinen in hellen Nächten schwertgegürtete Wenden, den Kopf unter dem Arme. Einmal sind, wie bei Heuer zu lesen ist, einem Manne aus Bäkern in der Johannisnacht zwölf Wedenfürsten in glänzenden Panzern begegnet. Sie stiegen vor seinen Augen in die Löcknitz hinab und winkten ihn zu sich. Er ist bald danach in der Löcknitz ertrunken.

In den Bäkernschen Kohlgärten pflegt an Spätsommerabenden suchend ein großer weißer Hund herumzustreifen. In den Wiesen zwischen Mödlich und Seedorf geistern nachts weiße Rosse umher, oder es erscheint ein riesiger weißer Hund ohne Kopf, dem ein fürchterliches Gewimmel und Getümmel von sonderbaren Gestalten folgt. Von vorn gesehen erscheinen sie wie Hunde, von hinten wie Menschen ohne Kopf. Alle toben in rasender Eile übers Moor hin und stürzen mit fürchterlichem Geheul ins Wasser. Wer solche Erscheinungen sieht, den pflegt noch in demselben Jahr der Tod zu holen.

Groß ist die Zahl der Geschichten, die von mancherlei Schätzen erzählen, die die Wenden nach der verlorenen Schlacht oder auf der Flucht vergruben oder ins Wasser warfen. In einem Sumpfloche bei Moor soll die Krone des gefallenen Wendenkönigs liegen. Auch im Bäkernschen Fischteiche ist Wendengold verborgen. In manchen Nächten glüht es hervor wie feurige Kohlen. Ein Schneider aus Seedorf hatte sich in der Sylvesternacht 1800 mit solchen Kohlen die Pfeife anstecken wollen. Als er am nächsten Morgen in den Pfeifenkopf schaute, lagen Goldklümpchen darin.

In der Gadower Forst stand unter anderen mächtigen und seltenen Bäumen bis in unsere Zeit die uralte „Heideneiche“, die als solche weithin bekannt war. Es ist nun bald zwanzig Jahre her — wir hatten das Nazideutschland —, da standen wir in einem Kreis Heimatfreunde ehrfurchtsvoll vor diesem mächtigen Baum. Er hatte sichtlich sein Lebensende erreicht und war nur noch ein absterbender riesiger Stumpf. Jemand stellte an den

führenden Forstmeister, der durch Jahrzehnte der getreue Hüter und Pfleger dieses schönen, in unserer Prignitz und weit darüber hinaus wohl einmaligen, heute in seinem wertvollsten Teil unter Naturschutz stehenden Reviere war, die Frage: „Wie alt mag diese Eiche wohl sein?“ Zu unserer Verblüffung erhielten wir die Antwort: „Das kann ich Ihnen sagen. Sie ist genau 1004 Jahre alt.“ Verwundert fragten wir, woher er das bis aufs Jahr so genau wissen könne. „Ja sehen Sie“, erwiderte der alte Forstmann in seiner bedächtigen trockenen Art, „unser Oberster in Deutschland, der Herr Reichsforstmeister, hat sich die Eiche auch angesehen. Er sagte: Sie ist 1000 Jahre alt! Das ist nun 4 Jahre her. So ist sie jetzt 1004.“

Das war wie gesagt vor bald zwanzig Jahren. Heute ist die Heideneiche nicht mehr. Sie wurde in der Nachkriegszeit, wie so mancher wertvolle Baum, zu Brennholz gemacht. Und auch ihr Standort wird bald nicht mehr erkennbar sein, wenn nicht vielleicht ein schlichter Findling ihr Andenken wach hält. Der Reichsforstmeister aber hat damals mit seinen tausend Jahren doch ziemlich genau getippt, wenn die alte Sage, die um diese Heideneiche lebte, recht hatte. Diese Sage aber erzählte so:

Nach der Wendenschlacht, also im Herbst 929, hatte ein Häuptling der Wenden auf der Flucht hier viel Gold und kostbares Geschmeide vergraben. Damit er die Stelle wiederfände, legte er fünf Eicheln in den Boden. Vier davon verdarben, eine aber keimte und wuchs bis in unsere Tage zu der berühmten tausendjährigen Heideneiche heran. Viele Schatzgräber hatten sich im Laufe des Jahrtausends hier eingefunden. Es war aber nicht leicht, den Schatz zu heben. Man mußte sich dazu das sechste Buch Moses verschaffen, es in der Johannismacht bei dem Teufelsstein auf dem Hühbeck dreimal ohne Anstoß vor- und rückwärts aufsagen, dann erschien aus der Erde eine Wiege mit einem schlafenden schwarzen Hund darin. Diese Wiege mit dem Hund mußte man schleunigst zur Heideneiche tragen, den Hund dort auf die Erde legen, sich selbst aber mit dem Gesicht nach unten in die Wiege. Dabei und auch nachher durfte man kein einziges Wort sprechen. Der Hund wird dann mit mächtigem Geschnaufe an zu scharren fangen und den Schatz freilegen. Einem Doktor, der aus dem Westen kam, war das bis hierher alles geglückt. Da führte der Teufel aus dem Osten einen Russen herbei, der auch das Wendengold haben wollte. Zwischen den beiden Schatzsuchern gab es bald ein mächtiges Geschimpfe und Geraufe, und als man zur Besinnung kam, waren Wiege und Hund verschwunden. Mit dem Schatz war es nun wieder nichts. So ruht er heute noch ungehoben im Gadower Park. — Der Hund aber hat nicht wieder in die Erde zurückkehren können. Er schweift ruhelos in den weiten Wäldern um Gadow umher. Wer ihn in der Johannismacht fängt, kann sich mit ihm den Schatz unter der alten Heideneiche erwerben.

Auf der Feldmark Lanz, dicht am Dorfe, ist ebenfalls ein kostbarer Wendenschatz vergraben. Weil es dort nicht ganz geheuer ist, hat dieser Feldmark-

teil seit altersher den Flurnamen „Spöking“. Der Glücksbringer ist hier nicht ein Hund, sondern eine riesige Wildsau. Wenn sie in den Nächten um Johanni dort den Boden durchwühlt, muß man sie beim Glockenschlag Mitternacht am geringelten Schwanz packen und gut festhalten. Dann schleppt sie den Schatzsucher zu der Stelle, wo das Wendengut vergraben ist. W. Westermann erzählt uns in diesem Hefte davon. Es gab aber auch einmal einen Küster in Lanz, der mit diesem Ringelschwanz sein Heil versuchte. Er stammte aus Bayern, hatte im Siebenjährigen Kriege ein Bein verloren und war so in Lanz als Küster hängen geblieben. Es gefiel ihm hier auch ganz gut, nur das Bier schmeckte ihm nicht. Als er nun in dieser bewußten Nacht die Sau beim Ringelschwanz hatte, da entkam sie ihm zwar wieder, aber der Ringelschwanz kam ihm nicht aus dem Gedächtnis — „Wo hast du doch das nur gesehen, daß sich so etwas ganz regelwidrig von rechts nach links windet, wo nur?“ — Da endlich fiels ihm wie Schuppen von den Augen. Richtig, daheim in Bayern, der heimatliche Hopfen, die bayrische Bierwürze! Das wars! Der ringelte auch so von rechts nach links! Das ließ ihm nun keine Ruhe mehr. Danach wird das Bier munden! Er ging an den Hopfenbau. Die Bauern verlachten ihn. Aber nach ein paar Jahren bauten sie auch Hopfen, sangen abends im Krug das fröhliche Lied vom Lanzer „Kösterbier“, das doch ganz anders schmeckte, verluden bald ganze Planwagen voll von ihrer Hopfenernte, brachten sie nach Wismar und Lübeck oder auch nach Berlin, wo das süffige Tivolibier daraus gebraut wurde, kehrten mit vollen Geldsäcken heim, wurden reich und kauften sich frei von Leibeigenschaft und Hofedienst. Friedrich Ludwig Jahn, der als Junge oft auf diesen Hopfenwagen mit nach den Hafenstädten fuhr, konnte später sagen: „Ich habe in meiner Jugend nicht ‚Gnädiger Herr‘ zu sagen brauchen, so ist meine Zunge zu schwer geworden, es im Alter zu lernen!“

Die Lanzer Hopfenböden aber sind heute noch in den stattlichen Häusern im alten Runddorf zu sehen, künden uns von dem einstigen Reichtum des Dorfes und berichten davon, daß nach vielen hundert Jahren doch noch Segen geströmt ist vom alten sagenhaften Wendenschatz, der nach der großen Schlacht vergraben wurde.

Fast immer haben unsere Sagen einen realen Hintergrund, und oft springt, wenn man daran glaubt, etwas Gewinnbringendes heraus. Sei es eine Erkenntnis, ein wissenschaftlicher Erfolg, oder aber wie hier eine Erhöhung der Lebensfreude und gar wirklich ein materieller Gewinn!



Die Riesenwildsau und der Schatz bei Lanz

Lange Zeit ist es her, da lebte in dem Dorfe Lanz ein armer Kätner so recht und schlecht mit seiner Familie. Während der Woche leisteten er und seine Frau Hand- und Spanndienste für den Grundherrn. Fleißig waren die beiden, sie rackerten und schufteten den ganzen Tag. Am Abend waren sie müde und abgespannt, doch da hieß es, noch den eigenen kargen Boden zu bestellen. Die Kinder waren noch klein, und das älteste Mädchen mußte während der Abwesenheit der Eltern für die Kleinsten sorgen. Jahrelang ging alles gut. Alle waren trotz ihres harten Loses zufrieden, denn sie waren gesund und munter. Doch eines Tages wurde plötzlich die Mutter schwer krank. Einen Wundarzt, der auch Heilmittel herstellte, gab es zwar in Lenzen; aber wer sollte ihn und seine Arznei bezahlen? In seiner großen Verzweiflung ging der Mann zu seinem Grundherrn nach Lenzen, bat ihn um Unterstützung, damit er den Arzt bezahlen könne, er wolle ihm hierfür stets dankbar sein und seine Hilfe durch doppelten Fleiß wieder abgelten. Der Grundherr jedoch war hart und mitleidlos und wies ihn zurück. Große Not war nun bei dem Kätner eingekehrt, denn nur der Arzt und ein Heilmittel konnten seiner Frau helfen. Bitter und traurig, mutlos, in Gedanken versunken, zog er den Spukweg von Lenzen nach Lanz zurück. Der Mond leuchtete zwischen den Kiefern. Die faulenden Stämme flimmerten gespenstig, in der Weite der Sümpfe tanzten die lockenden Irrlichter, der markerschütternde Klageruf eines Wolfes ertönte von ferne, in der Nähe rief der Waldkauz. Da gleitet der Totenvogel aus dem Waldesdunkel über den Weg. Lautlos schwebt er dahin, umkreist eine niedrige Kiefer und reißt mit seinen scharfen Fängen eine schlafende Drossel. Der jammernde Todesschrei gellt über das Dickicht. Dem Kätner läuft es warm und kalt über den Leib, der Schweiß bricht ihm aus allen Poren. Von fern hört er noch den Waldkauz rufen: „huhu — huhu“. Unheimlich ist es dem Kätner, die Spukgeschichten seiner Großmutter rumoren in seinem Kopfe. „Sollte das mit der Riesenwildsau an diesem Weg doch stimmen?“ denkt er. Da, es mußte Punkt zwölf Uhr sein. Mitternacht! Ein Rascheln ganz in der Nähe, dann ein Grunzen, der Mond kommt aus der Wolke hervor. Sein Herz bleibt fast stehen. Er sieht eine riesige Wildsau im Boden wühlen. Jetzt heißt es, so hatte die Großmutter erzählt, ein Herz gefaßt, den Schwanz der Wildsau gepackt und nicht losgelassen. Sie weiß den Weg zum

großen Wendenschatz, und ein gemachter Mann ist, wer sich von ihr dort hinschleppen läßt. Und der arme Kätner läßt sich durch das Dickicht schleppen. Es ging in tollen Sprüngen, die Dornen zerrissen ihm die Kleider, und die Zweige peitschten ihm das Gesicht. Aber dann stand er vor dem Gold, und er nahm so viel, daß er den Arzt bezahlen und die Medizin kaufen konnte, und noch etwas mehr. Seine Frau wurde gesund, und die Familie war glücklich und froh. Es wird berichtet, daß es noch einigen in Lanz so ergangen sei. Der Kätner soll später seinen Kindern oft erzählt haben: „Bittet nicht euern Grundherrn, auch nicht in der größten Not, denn euch wird selten geholfen, sondern pakt das Glück und vertraut auf eure Kraft, dann werdet ihr den Schatz finden.“

AUGUST HÖPFNER

Schöne Heimat

An der Wiege frische Luft,
In den Gärten Blumenduft,
Süße Frucht an Baum und Strauch
Und kein Lärmen und kein Rauch,
Blauer Himmel, Sonnenglanz,
Vogelsang und Mückentanz,
In der Ferne Wald und Höh'n –
O wie ist die Heimat schön!

Die Ferbitzer Krebsstecher

Warum gibt es in allen den Gewässern, welche wir vom Turm der Burg Lenzen rundum blinken sehen, keine Krebse? Sonst wimmelt es in der Mark doch in allen Flüssen, Bächen, Seen, Teichen und Pfühlen von diesen wohlschmeckenden Tieren. Wir hier müssen uns begnügen, höchstens ab und zu einen verirrtten Krebs in unseren Gewässern zu sehen, und wollen wir Krebse essen, so müssen wir uns bis zum äußersten Dorf des Gebietes von Lenzen, bis nach Krintz an der Mecklenburger Grenze wenden. Warum gibt's bei uns keine Krebse? Daran sind allein die Krebsstecher von Ferbitz auf der Höhe schuld!

Dorf Ferbitz auf dem Sandberge dicht hinter dem früheren Marienkloster gelegen, litt im Sommer oft an Wassermangel und zwar so sehr, daß die Leute vorsichtigerweise alle Brunnen anschlossen, wenn sie aufs Feld gingen. Sie wollten verhüten, daß nicht ein Fremder, der durchs Dorf käme, die Eimer aufzöge, und nachdem er vielleicht einen Schluck getrunken, das kostbare Naß in den Sand gösse oder in der Sonne verdampfen ließe.

Eines Abends kommen die Ferbitzer vom Felde nach Hause. Da siehe, krabbelt am Brunnen des Schulzen ein kleines, jedermann unbekanntes Tier herum. Es ist ganz schwarz, trägt einen Panzer um sich und kneift mit scharfen Scheren jeden, der es berührt. „Das ist gewiß der Teufel, der uns die Brunnen hat austrocknen wollen“, ruft einer aus der Schar.

Sie ratschlagen nun, ob sie einen Priester vom Marienberge holen sollen, daß der den Geisterbann anwende. Doch, das kostet bloß wieder Geld, meint der eben erwähnte Kluge, die Priester vom Marienberge tun ja nichts umsonst; legen wir selbst Hand ans Werk. Er schlägt ein Kreuz, packt mit fester Hand den Krebs hinter den Scheren: da zappelt derselbe wehr- und machtlos in der Luft.

Nun befiehlt der Schulze, schnell einen großen Kessel mit Wasser aufs Feuer zu setzen. „Wir machen's ihm heiß“, spricht er, „wir kochen ihn, bis er um Gnade bittet und uns alles verspricht, was wir wünschen.“ Der Krebs wird in den Kessel geworfen und aus jedem Brunnen im Dorfe etwas Wasser dahineingegossen, damit auch jeder Wirt das Recht gewinne, etwas von dem Bösen in dessen Drangsal zu fordern. Endlich ist der Kessel bis zum Rande voll, das Feuer unter demselben flackert lustig; die Männer achten nicht weiter auf den Kessel, sie stehen und gehen auf der Hausdiele

umher. Das Wasser fängt an, aufzuwallen, läuft hier und da über den Rand, endlich siedet es und kocht eine ganze Stunde lang. Doch kein Teufel schreit aus demselben hervor. Die Männer nehmen den Kessel vom Herde, tragen ihn auf die Diele und stechen mit langen Gabeln in das Wasser: nichts ist zu spüren, nichts zu erlangen.

Da spricht der kluge Mann wieder: „Er muß ganz aufgeköcht und zergangen sein. Hm, ich meine, ein Schluck von dieser Brühe müßte einem so etwas Höllenkraft geben. Das wäre doch etwas, so wie Doktor Faust“ — er vollendet nicht, sondern tunkt schon ein Stück Brot in das Wasser und ißt das schnell vollgesogene hastig auf. Im Nu sind die andern auch dabei, der Kessel wird rein ausgewischt und jeder versichert, er spüre schon die höllische Wärme, die ihn gewiß kräftige zu großen Taten.

Da blickt einer zufällig in die Höhe: O, Graus, oben auf dem Hahnenbalken sitzt der Krebs und sieht sich die Gesellschaft an, als wolle er sie verhöhnen. Er war, ohne daß es jemand bemerkte, aus dem übervollen Kessel geglitten und langsam über die Diele und zur Höhe gekrochen.

In bleichem Entsetzen wollen nun alle fliehen. Doch der Kluge tritt aufs neue ins Mittel. „Ihr seht jetzt deutlich“, spricht er, „daß das der Teufel selber ist. Der allein konnte auf dem Dampf in diese Höhe reiten. Es war töricht, ihn mit Feuer zwingen zu wollen. Das Feuer ist er ja aus seiner Hölle gewöhnt. Wohlan, ins kalte Wasser mit ihm, das wird ihm widerwärtig sein. Dann macht er sich gewiß nicht wieder an uns und unsere Brunnen.“ Sie klopfen nun und schlagen, bis der Krebs zur Diele niederfällt. Dann kreuzen zwei Mann die Forken, stechen unter den Krebs, heben ihn übers Kreuz und schleppen ihn eilenden Laufs zum Rudower See. Dort hinein wird er geschleudert, dieweil die ganze übrige Schar das Paternoster betet, und, ein sicherer Beweis seines bösen Wesens, er fährt nicht vorwärts schreitend wie alle anderen von Gott geschaffenen Tiere, sondern mit dem Schwanze schlagend rückwärts in die Tiefe.

Eine besondere Wirkung von der Teufelsbrühe war an den Ferbitzern nicht zu spüren. Keiner von ihnen vollführte absonderlich große Taten, sie leisteten jeder sein Tagewerk nach wie vor und nährten sich redlich und still. Doch eine Gnade des Himmels ward ihnen von der Zeit ab zuteil: nie wieder trat wirklicher Wassermangel in den Brunnen zu Ferbitz ein, die Sommer mochten noch so heiß und trocken sein, wie nur denkbar. So ist's ihnen von Segen gewesen, daß sie dem Bösen im Krebskessel einen Denkkettel gegeben haben. Freilich, dem Lande ringsum ward ein Schaden daraus. Die Krebse verstanden die Sache anders, sie nahmen es übel, daß einem, der ihre Gestalt hatte, vor Zeiten auf sandiger Höhe so mitgespielt wurde, und wichen weit fort aus unserer ganzen Gegend.

Aber hüte Dich, in Ferbitz über solchen, jedem Märker empfindlichen Mangel zu klagen: die Leute dort würden es sehr übel deuten, wolltest du ihnen verargen, was ihren Vorfahren heilsam erschien!

Wo Korl Ganzel in een Minut dreemol Prügel frigg

In Potlitz föhrt vör d' Schoolhusdör
Eenmool een Eselsfuhrwerk vör.
Poor Schooljungs güng'n an'n Esel ran
Un fängen em to necken an.
Doch as de Esel hinn'n slög ut,
Da kneepen all de Bengels ut.
De Kutscher, de löp hinnerdrin,
Holt öwerst keenen davon in.

Korl Ganzel blew bi'n Wogen stohn,
Weil he den Langohr niks har dohn.
De Kutscher öwerst in sien'n Bos
Löpt up den lütten Jungen los,
Un haut em rietsch, ratsch, rietsch!
Dree öwern Puckel mit de Pietsch.
„Töf, Bengel“, röp he, „daran ruk!“

Nu kneep Korl Ganzel hellisch ut,
Un löp den Kanter gegen'n Buk,
De gror kem ut sien Wohnstuw rut.
De Kanter öwerst nicht to fuhl,
De haut den Bengel gegen d' Mul.

Da hult de Jung, so dull he künn
Un löp in siene Schoolstuw rin.
Hier wär de Paster Dienemann.
De kek den Jung'n mitleidig an
Und säd: „Was ist dir, lieber Sohn?
Was that man dir heut morgen schon?“
„Her Kanter“, röp he, „het mi slon;
Ik hew den Esel gor niks dohn.“

Da öwerst, — o, wo güng dat fix,
Kreg he ton dritten Mol sien Wichs.



AUGUST HÖPFNER

der Vater der Perleberger Reimchronik

Er wurde 1830 als Sohn eines Schneidermeisters in Potsdam geboren und dort erzogen. Seit 1864 wirkte er ein Menschenleben lang als Lehrer, später mit dem Titel Oberlehrer, an der Realschule in Perleberg, die zu seinen Zeiten zum Realgymnasium erhoben wurde. Perleberg wurde seine Wahlheimat. Er vertiefte sich in alte Urkunden und Akten über die Geschichte der Stadt, und es trieb ihn, seinen Schülern und Mitbürgern die Vergangenheit ihrer Vaterstadt in ansprechender Weise zur Kenntnis zu bringen. Lebte er heute, er wäre ein berufener Mitarbeiter an unserer Heimatzeitschrift. Seine selbstlose Arbeit fand damals in den maßgeblichen Kreisen keinen rechten Widerhall, was hatte ein einfacher Elementarlehrer ihnen schon zu bieten! So spielte sich das Leben dieses geistvollen Mannes mehr in den Bürgerfamilien, in Handwerkerkreisen ab, hier fühlte er sich zu Hause und war er beliebt und geachtet. Oder er erquickte sich an den Schönheiten der Natur in seinem Garten, in Wald und Feld und Flur. Auf

Sonntagsspaziergängen scharte er anhängliche Schüler um sich, ließ sie Natur und Heimat erleben, trieb außerschulische Erziehung wie wir's heute nennen, ohne ein Aufheben davon zu machen. 1898 trat er in den Ruhestand. Der eine oder andere unter den Lebenden hat ihn noch von Angesicht zu Angesicht gekannt, den alten freundlichen Mann mit dem runden Backenbart, der Maurerfräse, und der blauen Brille, die er eines schmerzhaften Augenleidens wegen trug. 70 Jahre alt starb er 1901 und wurde auf dem Friedhof nahe der Kapelle begraben. Kein Grabmal kündigt heute mehr von dem Wirken dieses treuen Mannes, aber seine Werke leben fort.

Im Jahre 1870 gab er seine Perleberger Reimchronik heraus, gewidmet „dem Magistrat und der Stadtverordneten-Versammlung in hochachtungsvoller Ergebenheit“. Da er in Perleberg weder einen Drucker noch Verleger fand, mußte das Buch bei Gustav Kühn in Neuruppin gedruckt werden und im Selbstverlag erscheinen. Der einzige damalige Buchhändler in Perleberg übernahm wenigstens den Vertrieb. Wie gesagt blieb ihm in Perleberg — der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande — die allgemeine Anerkennung versagt, aber in Berlin und in seiner Vaterstadt Potsdam horchte man auf. Der Verein für die Geschichte Potsdams ernannte ihn zu seinem Ehrenmitglied, und sowohl dieser wie der Verein für die Geschichte der Stadt Berlin beauftragten ihn, ein gleichartiges Werk über die Geschichte dieser Städte zu verfassen. Schon im folgenden Jahre 1871 erschien die Kleine Berlinische Reimchronik und 1875 die Potsdamer Liederchronik. Später gab er noch eine Sammlung von Sagen aus der Altmark und Prignitz in Gedichtform heraus und als Schulbuch eine Heimatkunde für die Provinz Brandenburg. Darüber hinaus verfaßte er sein Leben lang Gelegenheitsgedichte, in denen er Familien- und Vereinsfeiern oder örtliche Zustände und Begebenheiten in launiger Weise behandelte. Durch seine Perleberger Reimchronik gelangte sein Name auch in Meyers Konversationslexikon, in dessen älteren Auflagen sie beim Stichwort Perleberg als einziger Schrifttumshinweis angegeben war. Zwei handschriftliche Stücke seiner Dichtungen, die Urschrift der Reimchronik und ein Band Polterabend- und Hochzeitsgedichte, werden im Perleberger Heimatmuseum aufbewahrt.

Wie ihr Name sagt, behandelt die Reimchronik einzelne Begebenheiten der Perleberger Geschichte in gereimter Form. Sie enthält 73 Gedichte, die jeweils mit kurzen Anmerkungen zum Inhalt versehen sind. Über gereimte Geschichtsschreibung kann man natürlich verschiedener Meinung sein. Aber als erfahrener und einsichtiger Menschenkenner wußte Höpfner, daß es nicht Sache einfacher und vielbeschäftigter Leute ist, sich in alte schwer lesbare Urkunden zu vertiefen. Irgendein Geschichtswerk über Perleberg gab es damals überhaupt noch nicht, ein solches war erst im Werden. Es war die sogenannte Wendt'sche Chronik, die der Brauereibesitzer und Ratsherr Hugo Wendt 1876/84 niederschrieb; sie umfaßte fast 1600 eng-

beschriebene Seiten, wurde nie gedruckt und ist bis heute die einzige zusammenfassende Darstellung der Stadtgeschichte. So ging denn Höpfner in seiner Weise ans Werk und schuf seine volkstümliche Gedichtsammlung, der er die Verse mit auf den Weg gab:

Viel Blätter, von biderber Hand geschrieben,
Verkünden uns der Väter reiche Saat;
Noch ist die Spur von ihrem Gang geblieben,
Und deutlich wird der lang verwehte Pfad. —
Was dankend ich von lieber Hand erhalten,
Hier ist's — in neuer Form — im Geist der Alten.

Wenn heute jedem Perleberger gewisse Sagen und örtliche Denkwürdigkeiten geläufig sind, so ist das nicht zuletzt ein Verdienst August Höpfners. Er war kein großer Dichter, und er selbst hielt sich gewiß nicht für einen solchen. Aber in seiner besonderen Art war er ein Könner. Seine Verse sind gehalt- und gemütvoll. Sie sind anschaulich und verständlich, sauber gebaut und ohne Prunk und Phrase, oft erfüllt von menschlicher Wärme und liebenswürdigem Humor. Es ist den Versen anzumerken, daß bei ihnen zwei Größere von fern Pate gestanden haben: Theodor Fontane und Fritz Reuter. Gar mancher rührige „Lokalpoet“ könnte auch heute noch zu seinem Nutzen bei August Höpfner in die Schule gehen.

*

Unsere Zeitschrift wird Proben aus Höpfners Schaffen in zwangloser Folge abdrucken. Den Anfang mache ein Gedicht aus den Sagen der Prignitz:

Das streitige Land

Dorf Weisen lag in alter Zeit
Einmal mit Perleberg im Streit.
Sie zankten um ein Stückchen Land,
Das an der Grenze sich befand,
Und ob der Wert nicht viel betrug,
Zum Streiten war es groß genug.

Dorf Weisen sprach: „Das Feld ist mein.“
Und Perleberg: „Das kann nicht sein.“
Wenn's schon damalen Schreiber gab,
Sie schrieben sich die Finger ab;
Der weise Rat rief ohne Ruh:
„Uns, uns gehört die Ecke zu.“

Doch Weisen ließ sich irren nicht,
Und endlich ging man vor Gericht.
Der Richter diesen Ausspruch tat:
„Es gebe einer aus dem Rat
Am streit'gen Orte eidlich kund,
Er steh' auf Perleberger Grund.“

Da ward die Sache kritisch sehr,
denn, daß ich heimlich euch belehr',
Man war des Rechtes nicht gewiß,
Das gab zum Schwur ein Hindernis.
Doch fand ein Ratmann sich bereit,
Zu schwören bei der Seligkeit.

Bevor er hin zu schwören ging,
In seine Stiefel streut' er flink
Vom Perleberger Gartenland
Mit eigener Hand ein wenig Sand,
Und darauf tat er eidlich kund:
„Ich steh' auf Perleberger Grund!“

Da wies der Richter Weisen fort.
Und heute? — Heute wandelt dort
Ein ruheloser Geist und klagt,
Daß ihm der Himmel ist versagt. —
Drum, Nachbarn, führt ihr einmal Streit,
So führet ihn in Redlichkeit!

Dieses Gedicht ist auch in die vorerwähnte Wendt'sche Chronik aufgenommen, deren Verfasser ihm als örtliche Überlieferung hinzufügt: Die Klage-
worte aber, welche dieser ruhelose Geist dem einsamen Wanderer zur
Nachtzeit zuruft, sind: „Reimer schwur und ich schwur auch.“ Nun werden
in einem sehr ausführlichen Grenzvertrag von 1514 zwischen Perleberg
einerseits und Weisen und Breese andererseits als Schwurzeugen der
Grenzziehung benannt: für die Stadt die beiden Bürgermeister, die Rat-
mannen und der Stadtschreiber, für die Gegenseite neben anderen ein
Reimer Platen zu Quitzow als der Bevollmächtigte des Jaspar von Redstorff,
des Grundherrn von Weisen. Damit ist erwiesen, daß in dieser Sage wie in
so vielen anderen ein geschichtlich beglaubigter Kern steckt. (Die im vorigen
Heft behandelte Sage vom Seddiner Königsgrab ist ja ein anderes groß-
artiges Beispiel dieser Art). Außerdem lebt der Perleberg-Weisener Grenz-
streit in einem Flurnamen fort. Das strittige Landstück, heute ein Teil des
Jagens 93 der Stadtforst zwischen Wittenberger Chaussee und Stepenitz,
heißt bis auf diesen Tag Geschworenenland oder Abgeschworenes Land.

Zum Tag der Befreiung

Vor 11 Jahren, am 8. Mai 1945, hatten die sowjetischen Truppen mit ihren Verbündeten den historischen Sieg über den Hitlerfaschismus errungen. Die Aufgabe des deutschen Volkes war es, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen. Im östlichen Teil unseres Vaterlandes entstand ein neuer Staat — ein Staat der Arbeiter und Bauern.

Die Militaristen, Junker und Nazis sind, im Gegensatz zu Westdeutschland, aus den leitenden Stellen unseres Staates verschwunden.

Schwer war unser Weg — doch erfolgreich!

Heute stehen wir an der Schwelle des 2. Fünfjahrplanes und sehen mit großer Zuversicht und im Bewußtsein unserer Kraft in die Zukunft.

Aber es ist zuweilen gut, einmal zurückzublicken auf die Strecke des Weges, die hinter uns liegt.

Wir lassen ein Gedicht folgen, was uns ein Stück dieses Weges noch einmal deutlich macht.

JOHANNES R. BECHER

Lied der neuen Erde

Als eines Tags hervor aus ihren Katen
die Bauern traten und vereinten sich
und sie des Schlosses Schwelle übertraten,
da glänzte auch die Erde feierlich.

Es wurde auch die Erde umgeboren,
als über sie, befreit vom Herrentum,
hinzogen die Kolonnen der Traktoren
und pflügten den uralten Boden um.

Da schien auch sie, die Erde, mitzusingen,
als eines Tags, vom Herrentum befreit,
aufbrach das Dorf, die Ernte einzubringen
und sang das Hohelied der Fruchtbarkeit:

Es herrscht kein Herr mehr und es dient kein Knecht,
es herrscht ein freies menschliches Geschlecht.



Foto: Dr. U. Schröder

Birkenweg

Wittenberge im Jahre 1848

Im 19. Jahrhundert vollzog sich für Wittenberge der entscheidende Umschwung vom vormals kleinsten Städtchen der Prignitz zur bedeutendsten Industriestadt dieser Landschaft. Diese Entwicklung sei hier nur kurz angedeutet. 1819 bringt die Verlegung des Hauptzollamtes nach Wittenberge einen bedeutenden Anstieg der Bevölkerungsziffer. Dieser Anstieg soll sobald nicht aufhören. 1823 wird die Herz'sche Ölmühle gegründet, 1845 bis 1848 wird die Bahnverbindung Hamburg—Berlin hergestellt, 1847 beginnt der Bau der Elbbrücke, und damit entsteht die Bahnverbindung Wittenberge—Magdeburg, 1847 errichtet die Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn auf dem Gelände der heutigen Nähmaschinenfabrik eine Werkstatt, eine Eisengießerei, eine Koks Brennerei mit drei Öfen und einen Kalkofen. Darüber hinaus werden hier (wahrscheinlich die ersten in Wittenberge) 4 Dampfmaschinen, zwei mit 16 bzw. 20 PS und eine mit 6 bis 8 PS sowie eine zur Wasserbeförderung aufgestellt. Diese Angaben, an anderer Stelle wurde schon mehr darüber mitgeteilt, mögen hier genügen, um die Behauptung zu untermauern, daß durch das Wittenberge des Jahres 1848 ein Zug frischer Aufwärtsentwicklung und Entfaltung geht, der die letzten Spuren des einstigen „Dornröschenschlafes“ hinwegfegt. Am Ostrande der Stadt, noch von ihr selbst durch weiße Sandberge getrennt, sind hunderte „fremder Arbeitsmänner“ eifrig am Werk. Uralter Eichenbestand fällt unter ihren Äxten, Erhöhungen werden abgetragen und Vertiefungen ausgefüllt. In der Stadt selbst regiert seit 1844 der Bürgermeister Seeger. Viel läßt sich über seine Amtszeit (1844—1864) und damit über das Leben, die Freuden und Sorgen der Wittenberger dieser Zeit nicht sagen. Zeller schreibt in seinem 1932 erschienenen Werk darüber: „Überhaupt war es nicht möglich, über die Person des Genannten und seine Amtsführung Wissenswertes zu erfahren. Alle die städtischen Akten darüber wie über so vieles andere, was historischen Wert hatte, sind durch den Unverstand eines ehemaligen städtischen Beamten der Vernichtung anheimgefallen.“

Aus dem Jahre 1848 ist uns glücklicherweise eine Akte erhalten geblieben, die den Titel „Erhaltung der öffentlichen Ruhe und gesetzlichen Ordnung nach der Revolution der Berliner am 18. März 1848“ trägt. Um es gleich vorweg zu sagen, eine Geschichte wilder revolutionärer Kämpfe ist es nicht, die uns die schon vergilbten Blätter dieser Akte vermitteln; und doch geben sie einiges der gespannten Atmosphäre der Märztage und der darauf folgenden Wochen wieder. Lassen wir die Akte selbst sprechen.

Vom 30. März ist das Schreiben, das uns beweist, daß die Wogen der Revolution unsere Stadt erreichten. Nach diesem Schreiben sah sich der Magistrat veranlaßt, eine sogenannte Schutzkommission ins Leben zu

rufen. Anlaß dazu war laut Schreiben die Tatsache, „daß der Arbeiter Boddin und Consorten sich über einen fremden Arbeitsmann hergemacht und solchen durch Schläge aus dem Ort entfernt.“ Der Magistrat bestimmte: „Die Eigenthumsbürger sind Bezirksweise zu Rathhause zu fordern und mittels Handschlags zu verpflichten dem Aufrufe nachzukommen und sich an dem bestimmten Ort zu versammeln.“

Schlimmes befürchtete man anscheinend von den Arbeitern. So bestimmte ein „Circular“ der Königlichen Regierung vom 13. März 1848: „Von der größten Wichtigkeit ist die Beschäftigung der Handarbeiter, welche durch die Störungen in einzelnen Gewerken zum Theil brodlos geworden sind, und die Fortsetzung derjenigen Unternehmungen, welche solchen Arbeitern bisher Gelegenheit zum Erwerbe gegeben haben. Es muß von dem Gemeinsinne und dem Patriotismus der Kreis Verbände, der Gemeinden und der begüterten Privatpersonen erwartet werden, daß sie alles aufbieten, und selbst Opfer nicht scheuen, um die Arbeiter zu beschäftigen.“ Man appellierte weiter an die Stellen, die die Armenpflege innehatten und machte sie darauf aufmerksam, daß sie im Falle von „Excessen“ zuerst bedroht sein würden.

Am 20. Mai berichtete dann der Magistrat ergebenst dem Landrat, daß man bereits am 25. März dadurch Schutz gesucht hätte, daß man die Bürger der drei Stadtbezirke einzeln zu Rathaus gefordert und instruiert habe, „sobald ein Nothzeichen mit der Glocke gegeben, sich mit einer Waffe an einem bestimmten Ort einzufinden“, und daß man „für 12 Wachmannschaften 12 Pieken habe anfertigen lassen, um hiervon im Dienste nothgedrungen Gebrauch zu machen.“ Man berichtete weiter, daß man nicht glaube, daß diese Maßnahmen genügen, „da leider auch hier schon einfacher Volkshaufe getroffen wird, der nur darauf wartet, daß anderen Orts die Ruhe gebrochen werde, auch in den Schänken die Gelegenheit benutzt, die Einwohner gegen ihre Ortsobrigkeit aufzuwiegeln.“ Der Magistrat bittet daher um die Zuteilung von 60 Gewehren, da man sich sonst nicht genügend geschützt fühle. In diesem Schreiben berichtete man ferner, daß man bereit sei, „ein einfaches Subject, welches seit her für den Ausbruch von Unordnung vielfach gewirkt hat,“ an das „Criminal Gericht“ zu übergeben. Leider wurden weder Namen noch Art der „Ruhestörung“ des erwähnten „Subjects“ festgehalten.

Am 2. Juni beschloß der Magistrat in seiner Sitzung, die Angelegenheit der Bürgerbewaffnung ruhen zu lassen, bis man eine „bestimmte Nachricht über die Waffen“ hätte. In dieser Sitzung scheint man auch darüber gesprochen zu haben, daß nicht alle Bürger der Stadt als „sicher“ im Sinne des Magistrats anzusehen seien. Denn im selben Schreiben heißt es, „Daß nicht jeder Bürger zur Aufnahme in die Bürgerwehr geeignet sei, da wie bekannt, vielen eine dazu tüchtige Gesinnung auch eine Überzeugung von dem Erfordernis der Einrichtung fehlen werde!“ Es scheint also, als hätte

es auch unter den Wittenberger Bürgern Menschen gegeben, die nicht mit allem einverstanden waren, was die damalige Ordnung und Obrigkeit gebot. Leider sagen uns auch in diesem Falle die Akten keine Namen und genaueren Fakten.

Am 24. Juni berichtet der Landrat der Stadt, daß er die Bitte um Waffen weitergeleitet habe und daß die Königliche Regierung über den Antrag entscheiden werde, sobald alle Berichte aus den Kreisen eingegangen seien. Wenige Tage darauf wird der Magistrat der Stadt durch ein Schreiben aus Spandau gebeten, den Bahnhof zu überwachen. Man befürchtet, daß „Freischärler“ aus Schleswig-Holstein versuchen könnten, nach Berlin zu kommen. Die Antwort des Magistrats ist bezeichnend und läßt uns Einblick nehmen in die Dürftigkeit Wittenberger Verhältnisse der damaligen Zeit. Der Magistrat lehnte die Kontrolle des Bahnhofs ab, da man nur einen Exekutivbeamten hätte und es dem Bürgermeister nicht zuzumuten wäre, sich neben seinen Verwaltungsgeschäften um die Überwachung des Bahnhofs zu kümmern. Vielleicht war es auch der Ärger über die noch nicht bewilligten Gewehre, der den Magistrat zu dieser Antwort veranlaßte.

Im August hatte nämlich die Königliche Regierung immer noch nicht auf die Bitte der Wittenberger geantwortet; die Stadt war noch ohne Gewehre. Daraufhin richtete der Magistrat am 26. August ein Schreiben an das Ministerium. In diesem wies man darauf hin, daß die Städte Perleberg, Havelberg, Wilsnack und Lenzen bewaffnete Bürgerwehren hätten, daß Wittenberge aber immer noch eines solchen Schutzes entbehren müsse. Wörtlich heißt es dann weiter: „... es haben aber seit 10 Tagen die Arbeiten an der großen Brücke wieder ihren Anfang genommen und findet dabei ein bedeutender Zudrang der Arbeiter statt, diese kommen weit und breit her und zählen mehrere B a r r i k a d e n H e l d e n unter sich. Auch finden sich leider schon nächtliche Straßenunordnungen von Umfang ein, zufolge es von der hiesigen Amtsbehörde unvorsichtig wäre, würde man nicht auf den Nothfall an eine gewisse vorräthige Gewalt denken, indem Wittenberge bis 2000 fremde Arbeiter wie früher wieder erlangen kann und durch die Eisenbahn mit Berlin zusammenhängt, von wo Kameraden der Anwesenden leicht zum Beistande hergerufen werden können“. Das Schreiben schließt: „Hochgeneigt zu befehlen oder zu veranlassen daß unserer Commune unter den bei anderen Aushilfen stattgefundenen Bedingungen, womöglich 100 Gewehre mit Bajonetten hergesandt werden.“

Am 16. September antwortete das Ober-Präsidium der Provinz Brandenburg und bewilligte 80 Gewehre aus den Beständen des Artillerie-Depots zu Berlin für Wittenberge. Wer glaubt, daß damit der Krieg um die Bewaffnung der loyalen Wittenberger Bürger abgeschlossen ist, der irrt. Es sei das Folgende nur angedeutet. Am 9. Oktober tagte die Stadtverordnetenversammlung und beschloß, „ein Wohlloblicher Magistrat wird ersucht, die Überführung der 80 Stück Gewehre für die hiesige Bürgerwehr

per Eisenbahn recht bald zu veranlassen. Das Artillerie-Depot lehnt wegen Zeitmangel diese Art der Beförderung ab; daraufhin Verhandlungen mit der Speditionsfirma Hoffmann & Roemer. Diese holte dann endlich die Gewehre, und der Schlosser Eichkamp wurde mit ihrer Überprüfung beauftragt.

Die Bürgerwehr ist nun bewaffnet. Den größten „Straßen Unfug“, wie es in einem Schreiben des Landrats heißt, kann sie aber anscheinend doch nicht verhindern. Zwei Schreiben sind es, die auf bedeutende Unruhen am 15. November 1848 hinweisen. Das erste ist das erwähnte des Landrats vom 27. November:

„Mit Bezug auf den im Berichte vom 27. d. Mts. geschilderten Straßen Unfug am 15. d. M., durch den, nach der Anzeige Eines Wohlloblichen Magistrats ein Menschenleben geopfert worden, veranlasse ich einen Wohlh. Magistrat, den polizeilichen Untersuchungsverhandlungen möglichste Beschleunigung zu geben und demnächst solche an das Gericht zur weiteren Verfügung gelangen zu lassen, vom Resultate aber hierher seiner Zeit Anzeige zu machen.“ Eine Randbemerkung des Magistrats lautet: „Seither hat weder ein Theilnehmer noch ein Anführer der Excesse ermittelt werden können, weshalb auch keine Verhandlung erforderlich wurde; . . .“.

Das zweite ist eine Schadenersatzforderung des Conditors Bischoff. „Einer Wohlloblichen Magistrats Behörde erlaube ich mir ergebenst anzuzeigen, das mir bei dem am 15ten d. M. sattgehabten Tumulte, von der tobenden Menge theils durch Steinwürfe theils durch das Hineinschlagen mit Knitteln, unten verzeichnete Gegenstände ruiniert worden sind, . . .“.

Damit können wir die Akte mit ihrem für frühere Zeiten „anrühigen“ Titel“ schließen. Nennenswertes teilt sie uns nicht mehr mit. So dürftig die Nachrichten auch sein mögen, lassen sie doch gewisse Schlüsse zu. Zwei Fronten standen sich 1848 in Wittenberge gegenüber: auf der einen Seite die in ihrer Mehrheit königs- und obrigkeitstreuen Wittenberger und auf der anderen Seite das unruhige Element der fremden Arbeiter. Wieweit Wittenberger und in welcher Zahl auf der Seite letzterer standen ist uns nicht übermittelt. Die Haltung der überwiegenden Zahl der Bürger der Stadt findet eine gewisse Erklärung, wenn man weiß, daß es den Wittenbergern erst wenige Jahrzehnte vorher gelungen war, unter großen Opfern ihre Freiheit vom adligen Stadtherrn zu erkämpfen. Es mag noch ein Gefühl endlich erreichter „Freiheit“ gewesen sein, das ihre Verständnislosigkeit den wesentlich weiter reichenden Forderungen aus Berlin gegenüber verstehen läßt. Etwas von diesem revolutionären Geist aus Berlin wird von den Arbeitern nach hier getragen. Wir wissen heute noch nicht, ob es Lohnforderungen oder lediglich Auflehnung gegen die muffige Kleinstadtatmosphäre waren, die zu diesen Zusammenstößen führten. Eins dürfte jedenfalls feststehen, mit den Ereignissen des Jahres 1848 beginnt der 4. Stand, die Arbeiterklasse, in unserer Stadt ihre Ansprüche anzumelden.

Rinnermund

Korl güng mit Muddern Hand in Hand
Früh morgens mol noh't Röbenland
Un hülp, so völ he helpen künn,
Bet he in siene School müßt rin.

As de poor Schoolstunn'n wär'n vergohn
Un he noh Hus güng, seegt he stohn.
Sien'n Vadder an de Gordenport.
Dat wär süs gor nich Vadders Ort,
Denn de wär'n ganzen Dag nicht in;¹⁾
Hüt müßt hier woil wat vorgohn sin.

„Kumm fix!“ röp Vadder em entgegen,
„Du hest Klock neg'n een Swester kregen.
Nimm hier de Botterstull mi aw!
De het Heinotter²⁾ in den Koten³⁾
För di, mien Jung, hüt liggen loten;
Un denn lop fix noh Tanten raw
Und segg ehr, wat hier is geschehen,
Un dat de Dern se mücht besehen.“

De Jung löp iligst aw un freut sich dull,
Dat he een Swester har un so'n fett Stull.
„Uns Mudder“, dacht he, „smert de Botter
So fett nich up as de Heinotter.“

Un as he kem bi Tanten rin,
Röp he: „Kumm, Tante, doch geswin
Noh uns mol hen! Hüt morg'n, Klock neg'n,
Heww'n wie een lütte Swester kreg'n.“
„Man god“, säd Tante, „dat't een Mäken is;
Daröwer freut dien Mudder sich gewiß.“
„De weet't noch nich“, röp Korl, „un werd't nich glöben,
Se is up unsen Kamp hüt mang de Röben.“

1) Nicht zu Hause. 2) Storch. 3) Ärmliches Wohnhaus.

Motrich und Lindenberg

Über das Schicksal zweier Prignitzer Siedlungen

Etwa einen Kilometer östlich von dem heutigen Motrich lagen vor dem 30jährigen Kriege Gut und Schloß Lindenberg und das damalige Dorf Motrich. Ziegelstein- und Fundamentreste, die beim Planieren einer Wiese gefunden wurden, lassen noch heute den genauen Standort des Schlosses erkennen, das noch heute von den älteren Einwohnern das „Kellerhus“ genannt wird. Nicht weit davon finden wir auf den sandigen Äckern zahllose Topfscherben, und die noch heute dort in dichter Folge sich kreuzenden Feldwege lassen darauf schließen, daß dort einst die Behausungen der Bauern standen. In der Nähe finden wir auch einen Windmühlenhügel, der noch bis in die neuere Zeit hinein eine Windmühle trug.

Von der Schönheit, die dieser Ort einmal aufgewiesen haben mag, ist wenig zu sehen, und von den Linden, die hier vor Jahrhunderten üppig gewachsen sein mögen, ist nichts mehr übrig geblieben. Der Teich, der hier einmal gewesen ist, wurde längst zugeschüttet. Verschiedene Gräben und das einst sumpfige Hinterland lassen aber darauf schließen, daß das Schloß einige Sicherheit bot.

Aus der Zeit vor dem 30jährigen Kriege ist uns keine Nachricht übermittelt. Einmal taucht in der Geschichte Brandenburgs der Name eines Herrn von Lindenberg unrühmlich auf, doch wissen wir nicht, ob dieser Herr von Lindenberg mit unserem Lindenberg in irgendeiner Beziehung etwas zu tun hatte. Trotzdem sei die Geschichte kurz wiedergegeben, da die geschilderten Verhältnisse auch auf unsere Prignitz zutrafen. Die Glanzzeit der Quitzows, Bredows und der Putlitze war vorbei. Ihre Raubnester waren zum Teil zerstört, und am 21. Oktober 1415 huldigten die Vertreter der märkischen Stände dem neuen Landesherrn. Eine Zeit der Ruhe trat ein. Als aber 1499 der 15jährige Kurfürst Joachim den Thron bestieg, witterte der Adel neue Möglichkeiten. Er stürzte sich vor allem auf die reisenden Kaufleute. Die vornehmsten Adligen scheuten sich nicht, sich durch dieses gemeine Diebeshandwerk zu bereichern. Sie handelten nach dem Grundsatz: „Morden und Stehlen ist keine Schande, es tun ja die Besten im Lande.“ Die Kaufleute aber beteten vor jeder Reise: „Vor Köckeritz und Lüderitz, vor Krachten und vor Itzenplitz behüt uns, lieber Herre Gott.“ Da geschah es, daß ein Kaufmann, der nachts von zwei adligen Herren überfallen und beraubt worden war, sich aus einem tiefen Sumpf, in den man ihn geworfen hatte, retten konnte. Er hatte einen der Herren erkannt



Altes Wohnhaus Siegfried Wendt

und erhob Klage beim Kurfürsten. Der Beklagte war ein Herr von Lindenberg, ein Liebling des Kurfürsten. Dieser Herr von Lindenberg wurde trotz aller Bitten und Einsprüche der einflußreichen adligen Familien hingerichtet. Dadurch fühlte sich aber der Adel bedroht, und einige Verschwörer bereiteten einen Überfall auf den Kurfürsten vor. Wie sicher sie sich fühlten, kann man daraus entnehmen, daß sie an die Schlafzimmertür des Kurfürsten im Berliner Schloß mit Kreide schrieben: „Joachimken, Joachimken, hüte dy! Wo wy dy kriegen, da henken wy dy!“ Der Plan wurde entdeckt, und der Kurfürst griff durch. Lange Zeit wagte der Adel nicht mehr, reisende Kaufleute zu überfallen. Willibald Alexis schildert uns in seinem Buch „Die Hosen des Herrn von Bredow“ die hier erwähnten Vorgänge genauer.

Der 30jährige Krieg griff mit harter Hand auch in die Geschicke Motrichs und Lindenbergs ein. Mit dem Jahre 1627 begann für die Prignitz die eigentliche Leidenszeit. Nachdem zuerst die dänischen Völker raubend das Land durchzogen hatten, folgten später die Kaiserlichen unter Wallenstein. Aus der Botschaft, welche am 3. September 1627 die Prignitzer Ritterschaft an ihren Kurfürsten sandte, entnehmen wir, daß der Adel darin sein eigenes Schicksal beklagte. Es heißt aber in dem Bericht weiter: „Der arme Bauers-



Altes Wohnhaus Erwin Blüthmann

mann hat überall nichts behalten, die Pferde, alles Vieh groß und klein, und was er sonst gehabt, ist ihm alles genommen und entzweigeschlagen. Man hat die Leute gepeinigt, geprügelt, gehenkt und jämmerlich geplaget.“ Alle diese Bedrückungen aber waren noch gering gegen das, was dem Lande noch bevorstand. Die Ereignisse von 1635 stellten alles Frühere in den Schatten. Von sächsischen und schwedischen Truppen wurde das Land aufs gründlichste ausgeplündert. Seuchen steigerten die Leiden von Jahr zu Jahr. 1636, als die Schweden die Sachsen und Kaiserlichen bei Wittstock in die Flucht schlugen, ging die Ernte nahezu vollständig zu Grunde. Da die Schweden längere Zeit am diesseitigen Ufer der Elbe lagerten, hatten die Dörfer an der Elbe besonders zu leiden. Auch Alt-Motrich lag in Schutt und Asche. Man schätzt, daß nach der schlimmsten Leidenszeit die Einwohnerzahl nicht mehr als ein Zehntel der einstmals dort bodenständigen Bewohner betrug.

In Motrich scheinen es noch weniger gewesen zu sein. Das Landesvisitationsprotokoll von 1653 — also vier Jahre nach Abschluß des Friedensvertrages und über zehn Jahre nach den schlimmsten Kriegereignissen — meldet zwar schon wieder 18 männliche Personen. (Die Kinder alle unter zehn Jahren!), Frauen und adlige Personen sind im Protokoll nicht aufgenommen

worden. Von den männlichen Personen heißt es nur bei zweien „alda bürtig“. Beachtet man noch, daß im Protokoll nur noch zwei Personen in Wentdorf als in Motrich „bürtig“ bezeichnet wurden, so kann man daraus schließen, daß aus Motrich nur vier männliche Personen am Leben blieben. Lindenberg wurde im Protokoll nicht aufgeführt. Das erklärt sich daraus, daß Gadow und mit ihm zusammen wohl auch Lindenberg damals zur Herrschaft Ruppın gehörte und im Prignitzer Protokoll nicht aufgenommen wurde.

Das Schloß Lindenberg, das wohl sehr massiv gebaut war, scheint am wenigsten zerstört worden zu sein. Es ist erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts abgerissen worden. Manch ein Stein daraus hat Verwendung beim Ausbau von Motrich gefunden.

Dorf Motrich wurde nach dem 30jährigen Kriege einen Kilometer westlich auf einer Düne wieder aufgebaut. Zwei sogenannte Rauchhäuser aus dieser Zeit stehen heute noch.

Motrich war ein kleines Dörfchen, abseits von den großen Verkehrswegen. Die Bewohner waren größtenteils landarm, ja landlos. Der Acker, der ihnen gehörte, war vielfach sandig oder zu naß. Wie eine Riesenklammer umgaben die großen Ländereien des Grafen von Möllendorf das kleine Dorf. Mit unendlicher Mühe und großem Fleiß rangen die Bewohner dem kargen Boden das tägliche Brot ab. Es reichte trotzdem nicht, und viele arbeiteten auf dem Hof Lindenberg oder in der Forst, um etwas zuzuverdienen.

Die erste Wendung zum Besseren trat ein, als der Graf die Bewirtschaftung des Gutes Lindenberg aufgab und die Ländereien an die Motricher Einwohner verpachtete. Das geschah um das Jahr 1875. Nach dem ersten Weltkrieg wurde Gut Lindenberg versiedelt. Dadurch erhielten die landarmen Einwohner Motrichs Ackerland und Wiesen. Etwa zwei Kilometer östlich von Alt-Lindenberg entstand die heutige Waldsiedlung Lindenberg. Eine größere Anzahl Arbeiter erwarben Bauland und bauten Wohnhäuser. Nach dem zweiten Weltkrieg wurden die übrigen Liegenschaften in und um Motrich im Rahmen der Bodenreform aufgeteilt. 43 Teilsiedler erhielten 1945 insgesamt noch 153,40 ha. Die Folge ist eine rasch steigende Verbesserung des Lebensstandards der Bewohner. Geht man durch die Felder, fallen der Fleiß und die Sorgfalt auf, womit jedes Stückchen Acker bebaut ist, geht man durch das Dorf, hat man seine Freude an dem sauberen Dorfbild.

LOTTE RACUROW

Ein Wiesenstrauß

Mit Rohrfederzeichnungen von Hans Seiler

„Blumen sind die schönen Worte und Hieroglyphen
der Natur, mit denen sie uns zeigt, wie lieb sie
uns hat.“
Goethe

Ein bescheidener Strauß ist es nur, den wir heute auf diesen Seiten unseres Heftes zusammengetragen, und doch sind auch unsere so wenig beachteten Wiesenblumen Schätze der Natur und wert, liebevoll betrachtet und mit Namen gekannt zu werden. Wohl nehmen es unsere Wiesen zur Frühlingszeit nicht mit der strotzenden Pracht der trollblumenübersäten Thüringer Wiesenhänge auf, aber es blüht auch hier unter den vielen zierlichen Blumenkindern manche Kostbarkeit, ehe der Sense Schnitt all die zarten Gestalten dahinsinken läßt.

Der Wind weht über unsere Wiese, über ihrem weiten maigrünen Grund leuchtet silbern und rosa wie ein kostbarer Seidenüberwurf die Blütenpracht der langen Rispengräser, der roten Kuckuckslichtnelken und das feine Spitzengewebe des Wiesenkerbels und Gierschs. Auf einem schmalen Pfad gehen wir durch das duftende Gewoge zum Fluß hinunter und lassen nun unsern Strauß entstehen.

Wir haben von den Kuckuckslichtnelken gesprochen. Viele Menschen kennen den reizenden Namen dieser so häufigen Wiesenblume, die zu den Nelkengewächsen gehört, nicht. Ihre Kronblätter sind kräftig violett-rosa und tief vierspaltig, so daß sie wie Fransen wirken, die aus dem länglichen dunklen Kelch heraushängen. Der lange Stiel mit den wenigen gegenständigen schmalen Blättern teilt sich in feine Stiele, die mehrere Blüten und Knospen tragen.

Neben ihrer schlanken Schwester hebt eine andere kleinere Wiesenblume sich zur Sonne empor: Das Wiesenschaumkraut. Auf dem Stengel mit wechselständigen, gefiederten spitzen Blättern, sitzt ein Krönchen aus perlmuttfarbenen Blüten. Die Farbe der Blütenblätter spielt von weißen in



Kuckuckslichtnelke



Wiesenschaumkraut



Sumpfdötterblume

zart rosa und fliederfarbene Töne. Das Wiesenschaumkraut gehört zur weitverbreiteten Familie der Kreuzblüter, der viele unserer Nutzpflanzen, wie z. B. Kohl, Rettich, Raps, entstammen, aber auch so prächtige Gartenblumen wie unser duftender Goldlack und die Levkoje. Oft finden sich an den Stengeln des Wiesenschaumkrauts kleine Schaumklümpchen, in denen die Larve der Schaumzikade gut geschützt ihrem musikalischen Schmer entgegenlebt.

Etwas weiter im Gras am Rand des kleinen Abzuggrabens begegnen wir einer weniger anmutigen Blumengestalt. Auf dem Stiel mit großen lappigen Blättern, an dessen Stielachsen kleinere Blätter hervorbrechen, hängt die nickende pummelige, von einem braunroten Mantel umschlossene Blüte, deren gelbrosa Kronblätter etwas nach außen umgeschlagen sind. Viele Staubgefäße ragen büschelig daraus hervor. Der Name dieser merkwürdigerweise bei Kindern besonders beliebten Wiesenblume ist Bachnelkenwurz.

Dicht dabei entdecken wir eine kleine Kostbarkeit, an der wir uns erfreuen, ohne sie abzubrechen —: das gefleckte Knabenkraut; es gehört zu den geschützten Pflanzen unserer Heimat, und das mit Recht. In unserer Kinderzeit was das Breitblättrige und auch das Gefleckte Knabenkraut noch häufig auf unseren feuchten Stepenitzwiesen zu finden, jetzt ist es seltener geworden. Die Blüte besteht aus einer dichtgebauten, aufrecht stehenden Traube von rotlila Lippenblüten. Den gedrungenen Stiel umgeben breite, spitz zulaufende saftgrüne Blätter mit dunkelbraunen Flecken.



Geflecktes Knabenkraut



Breitblättriges Knabenkraut



Bachnelkenwurz

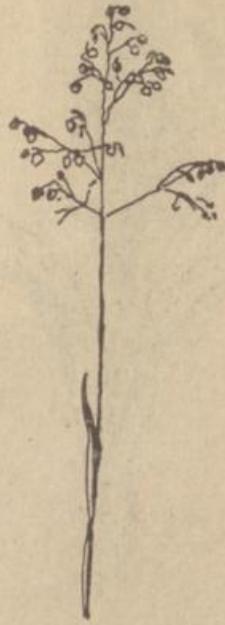
Das Knabenkraut ist ein Orchideengewächs, und würde man die einzelne kleine Lippenblüte vergrößern, so käme eine Blütenschönheit heraus, die es mit den teuren Treibhausorchideen wohl aufnehmen könnte. Es gibt viele Arten von Knabenkraut, alle stehen unter Naturschutz; eins mit gelben Blüten, das wir hier in unserer Gegend jedoch nicht antreffen, trägt den poetischen Namen Waldvöglein.

Vor einigen Jahren sprang die kleine Tochter einer Nachbarin, die an unserer „Bullenwiese“ gespielt hatte, mir mit einer seltsamen Blume in der Hand entgegen, die sie dort gefunden und leider auch abgerissen hatte. Wir haben keine zweite Blüte dort finden können. Die Form ähnelt unserer Gartenkaiserkrone, nur ist die ganze Blume viel kleiner und zierlicher, 15 bis 30 cm. Die Blüten waren schachbrettartig weiß und purpurbräunlich gefleckt und boten einen reizenden Anblick. Schade um die kleine Kostbarkeit. Auch die seltene Schachblume ist eine geschützte Pflanze.

Nachdem wir etwas abgeschweift waren, hat uns der kleine Wiesenpfad dem Wasser zugeführt. Im Graben leuchtet das sonnige Gelb der dicken, lustigen Sumpfdotterblumen über ihren saftigen, runden, lappenartigen Blättern; das Blau des Himmels spiegelt sich in den zierlichen Blüten des Sumpfergößmeinnichts. In versteckten, verlandenden Dickichten des Grabens blüht die schöne gelbe Sumpfschwertlilie. Wir erfreuen uns nur am Anblick ihrer Schönheit, ohne sie mitzunehmen, denn als Sumpfpflanze welkt sie sehr schnell, wenn wir sie durch den warmen Sonnenschein nach Hause tragen.



Wiesen-Fuchsschwanz



Zittergras



Wasserschwertlilie

Das Flußufer entlang zieht sich ein ziemlich trockener erhöhter Wiesenrain; dort strahlen uns die weißen und gelben Sterne der Margueriten, Gänseblümchen und der Butterblumen entgegen und leise schwingen die rötlich-lila Glocken der Wiesenglockenblume im Wind. Ihre zierlichen Schwestern am Waldrand blühen später und tragen ein blaues Kleid.

Überall dazwischen funkeln wie Goldtöpfchen in der Sonne die Blüten des Hahnenfußes, und wenn wir seine Blätter betrachten, dann wissen wir, was ihm seinen Namen gegeben hat. Auf den Thüringer Wiesen blühen zur Maienzeit seine „wohlhabenden“ Verwandten, die Trollblumen.

Ein paar Wiesengräser sollen nun auch unsern Strauß vollenden: Rispengras und ein Halm des rotgelben Fuchsschwanzes, dazu vom Hang noch einige Stengel vom Zittergras mit seinen herzförmigen nickenden Blüten.

Wie schön ist doch solch ein Stengel. Sie begeistern uns noch heute so wie die alten Meister der Gotik, die oft Gräser und Blätter als Vorwürfe für ihre unvergänglichen Werke benutzten.

So steht nun unser Strauß aus einfachen Wiesenblumen im Tonkrug auf unserm Arbeitsplatz. Wieviel Schönheit und Mannigfaltigkeit der Natur leuchtet uns daraus entgegen und schenkt uns ein wenig Besinnen und Freude den Tag über!

Mit allen seltenen und kostbaren Blumen unserer Wiesen und Wälder wollen wir es jedoch so halten, wie der Dichter Christian Morgenstern: „Ich habe heute ein paar Blumen am Wegesrand für Dich nicht gepflückt, um Dir — ihr Leben mitzubringen!“

Das Heft enthält

	Seite
Johannes R. Becher: Erwachen am 1. Mai	129
Albert Hoppe: Prignitzer Sagen	130
Willi Westermann: Die Riesenwildsau und der Schatz bei Lanz	137
August Höpfner: Schöne Heimat	138
E. Handtmann: Die Ferbitzer Krebsstecher	139
/ Hermann Graebke: Wo Korl Ganzel in een Minut dreemol Prügel kriggt	141
Dr. Paul Viereck: August Höpfner, der Vater der Perleberger Reimchronik	142
Zum Tag der Befreiung	146
Johannes R. Becher: Lied der neuen Erde	146
Heinz Müller: Wittenberge im Jahre 1848	148
/ Hermann Graebke: Kinnermund	152
R. Felske: Motrich und Lindenberg	153
Lotte Racurow: Ein Wiesenstrauß	157

Redaktion „Unsere Heimat“: Perleberg, Parchimer Straße 9, Telefon 352

Konto: Kreissparkasse Perleberg 1900

Redaktionskommission:

Albert Hoppe, Otto Klingner, Irmgard Jaene, Katharina Wahnig, Hans Seiler,

H. J. Konrad

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Foto des Titelblattes: Dr. U. Schröder, Blüten im Mai

Maiheft 1956 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerks vom Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, Kreisleitung Perleberg, und vom

Rat des Kreises Perleberg, Abteilung Kultur

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 368-56 - 5345



Foto: Dr. U. Schröder

Glockenspiel im Mai